Der Schlüssel.

Roman von Heinrich Lee.

(8. Fortsetzung).

„Ich lernte Ihre Frau Mutter und Ilse kennen," begann Martha, „als sie noch in Dresden wohnten. Damals suchte ich in Dresden ein Zimmerchen für mich. Meine Eltern leben im Erzgebirge, wo mein Vater ein kleines Geschäft hat; wir sind zehn Geschwister, und darum mußte jedes von uns suchen, auch wir Mädchen, beizeiten unser Brot zu verdienen. Ich hatte damals einen Posten in einem Dresdener Kontor inne und war über das Heim, das ich bei Ihrer Frau Mutter fand, sehr froh. Ich fühlte mich darin wie zu Hause, und Ilse wurde bald meine beste Freundin. Leider sollte unser gemütliches Zusammenleben nicht von langer Dauer sein. Anders als es sonst wohl in Mädchennaturen liegt, hatte ich schon als Kind große Sehnsucht, die weite Welt kennen zu lernen, und dazu bot sich mir nun eine gute Gelegenheit. Für eine Sprachschule in Amerika wurde durch die Zeitung eine deutsche Dame gesucht. Meine Bewerbung um den Posten wurde angenommen. Von meinem Abschied im Elternhause will ich Ihnen nichts erzählen. Noch schwerer fast wurde mir die Trennung von Ilse. Beide hatten wir Tränen im Auge. Aber ich war jung, ich hatte Mut, und dann das Meer, die Ferne — wie lockte das nicht. So schieden wir denn voneinander, nicht ohne das gegenseitige Versprechen, uns regelmäßig zu schreiben. Mein Bestimmungsort war zunächst Baltimore, der Wohnsitz meines künftigen Chefs. Freilich, wenn ich damals geahnt hätte, was ich erst später empfand — ich meine, was Heimweh ist —, ich hätte mir meinen Entschluß wohl noch gründlich überlegt. Heimweh! Aber das fühlen wir mehr oder weniger wohl alle, die wir die Heimat verlassen haben, und in diesem kalten Geschäftslande erst recht. Oft stand ich auch im Begriff, nach Deutschland zurückzukehren. Die gute Bezahlung aber, die mir meine Stellung bringt und von der ich auch noch Eltern und Geschwister unterstützen kann, ist für mich immer noch der Beweggrund, hier zu bleiben. Einmal aber, so hoffe ich, werde ich die Heimat, mein Vaterhaus, meine Ilse doch noch wiedersehen. Es darf auch nicht mehr allzulange dauern, und es sollte mich wundern, Herr von Lyck, wenn Sie am Ende nicht den gleichen Wunsch nach dem Vaterlande empfänden wie ich!"

Je länger sie in ihrer einfachen, offenen, warmen Art zu ihm sprach, je mehr wich seine Scheu vor ihr. Auch ließ sie ihn ja verraten, daß sie um sein Schicksal Bescheid wußte, und es war ihm, als brauchte er sich nicht länger vor ihr zu schämen. Wie ein neugewonnener guter Kamerad ging sie neben ihm her. Keine vertraute Seele hatte er in diesem fremden Erdteil. Wo in aller Welt hatte er überhaupt noch einen Freund? Und nun sollte er ein Wesen gefunden haben, mit dem er sich wenigstens über seine jämmerliche Lage offen aussprechen durfte.

„Und wenn ich auch diesen Wunsch empfände," erwiderte er ihr mit unverhohlener Bitterkeit, „was würde es mir nützen?"

„So dürfen Sie nicht von sich sprechen, Herr von Lyck!" bat sie eifrig, von tiefem Mitleid mit ihm bewegt.

„Meine Schwester hat Ihnen wahrscheinlich von mir ein falsches Bild gegeben. Sie hat ein zu gutes Herz, und darum hat sie Ihnen die Schuld, die ich an meinem Schicksal trage, wohl in viel zu mildem Lichte dargestellt. Ich war Offizier. Ich hatte diesen Beruf sehr gegen den Willen meines Vaters ergriffen. Vielleicht, weil er meinen leichten, zur Verschwendung geneigten Charakter nur allzugut kannte und mir, da er selbst kein großes Vermögen besaß, nicht mehr als nur gerade den vorgeschriebenen Zuschuß gewähren konnte. Nur allzubald sollte es sich zeigen, wie richtig er mich eingeschätzt hatte. Angeregt durch das Beispiel reicher Kameraden, machte ich Schulden die er bezahlen mußte. Er starb. Von den Zinsen der Hinterlassenschaft konnte meine Mutter mit meiner Schwester gerade ein notdürftiges Leben führen, und wenigstens jetzt wäre es meine Pflicht gewesen, mich auf das Aeußerste einzuschränken. Den Vorsatz hatte ich auch dazu, aber immer wieder brach mein Leichtsinn durch, und immer von neuem mußte ich meine Mutter um ihre Hilfe angehen. Meine Leichtigkeit im Geldausgeben hatte ich wohl von ihr geerbt, nie machte sie mir einen Vorwurf. Eines Tages aber —" Er stockte. „Doch warum Ihnen das so genau erzählen, mein Fräulein. Kurz, es blieb mir nichts übrig, als was ja schon so viele vor mir getan hatten, nachdem sie den bunten Rock ausgezogen, über den großen Teich zu gehen. Was hier schließlich aus mir geworden ist, das haben Sie auf dem Polizeibureau gehört. Der sehnlichste Wunsch, den ich hatte, war, es hier zu etwas Ordentlichem zu bringen, nach Deutschland zurückzukehren und meiner Mutter den Kummer, den ich ihr bereitet, vergelten zu können. Nun ist sie tot. Was soll ich jetzt noch in der Heimat? Wo würde ich dort überhaupt ein Unterkommen finden? Soll ich dort betteln gehen? Und wenn ich dabei einem meiner früheren Kameraden begegnen würde? Nein, es ist besser, ich bleibe hier — schon aus Rücksicht auf meine Schwester. Wenn es bekannt würde, was sie für einen Bruder hat, so würde ihr das nur Schaden bringen. Wenigstens davor möchte ich sie bewahren. Das ist wohl das Geringste, was ich ihr schuldig bin."

Es war kaum etwas Neues, was sie von ihm über den Grund erfuhr, warum er in die Fremde geflüchtet war. Ungefähr das Gleiche, wenn auch nicht in dieser Form einer Anklage, hatte sie schon von der Freundin gehört. Seine Selbstvorwürfe aber kündigten ihr auch seine tiefe Reue an. Wieviel Landsleuten war sie in diesem Lande schon begegnet, die alles erlittene Ungemach nur auf andere schoben, und wie wenige von ihnen hatte die Schule des Unglücks belehrt und gebessert. Wieder regte sich das herzliche Mitgefühl mit ihm in ihr, der Drang, ihm zu helfen — und kaum das gedacht, sah sie auch schon den Weg dazu vor sich liegen.

„Und sollte es Ihnen nicht möglich sein," fragte sie, „eine andere, bessere Beschäftigung zu finden, die Ihnen eine Rückkehr nach Deutschland später doch noch ermöglichen würde?"

„Ich habe in einem Saloon Biergläser gespült, ich habe mit Hacke und Spaten auf einer Farm gearbeitet," lautete seine bittere Antwort, „ich habe, als ich eines Nachts kein Obdach hatte, die Gastfreundschaft der Polizei in Anspruch genommen, und sie hat mich dafür am nächsten Morgen nach Blackwells Island ins Arbeitshaus geschickt, wo ich Tüten klebte. Das ist alles, was ich in diesem Lande gelernt habe. Ich habe nur die Wahl, zu meinen früheren Beschäftigungen zurückzukehren oder weiter mein jetziges Handwerk zu üben."

„Und wenn ich Ihnen nun helfen könnte? In der Schule, in der ich beschäftigt bin und von der ich Ihnen schon erzählte, ist gerade ein Posten frei geworden — der eines deutschen Lehrers. Es bedarf dazu weiter keiner Kenntnisse als der deutschen Sprache. Das Gehalt dafür ist allerdings ziemlich gering, zehn Dollars die Woche, und die Arbeit ist ziemlich anstrengend, der Unterricht dauert von zehn Uhr morgens bis zehn Uhr abends, nur zum Frühstück findet eine Unterbrechung statt. Wenn Sie aber wollen, so können Sie die Stelle erhalten."

„Ob ich will?" Er lächelte nur traurig über ihre Frage. „Eine solche Stelle würde für mich ja das größte Glück bedeuten, und wie dankbar hab' ich Ihnen schon allein für Ihre gute Absicht zu sein. Nur ist wohl zu bezweifeln, ob der Direktor oder wer sonst bei der Schule an der Spitze steht, seine Schüler einem Lehrer anvertrauen wird, der ihnen vielleicht am Tage vorher die Schuhe geputzt hat."

„Wenn Sie sonst kein Bedenken haben," sagte sie schelmisch, „in diesem Punkte glaube ich Sie beruhigen zu können. Der Direktor bin ich selbst."

„Wie?"

Sie belustigte sich über sein Erstaunen.

„Das wundert Sie von einem jungen Mädchen? Aber dafür sind wir doch in Amerika. Die Bryants-Schulen sind Ihnen sicher nicht fremd. Der Unterricht wird durch keine Grammatik geleitet, sondern gleich von der ersten Stunde an wird Konversation getrieben. Als Lehrkräfte fungieren Herren und Damen, von denen keine weitere Vorbildung verlangt wird, als daß sie die betreffende Sprache als ihre Muttersprache sprechen. Herr Bryant selbst wohnt in Baltimore, und über jede Schule hat er einen Direktor oder Inspektor, wie es bei ihm heißt, gesetzt. Auch ich fing erst als Lehrerin an, jetzt aber bin ich zur Inspektorin aufgerückt, und habe als solche auch die Befugnis, Engagements vorzunehmen. Es liegt in Ihrer Hand, wenn Sie die Stelle schon morgen antreten wollen."

Sie hatten den Broadway erreicht, in dem das Leben noch so geräuschvoll wie am Tage brandete. Dem jungen Deutschen war es, als schritt ein Engel neben ihm her, der genaht war, ihn zu retten — nur daß er die Hand, die ihm die Lichtgestalt zustreckte, nicht ergreifen durfte, weil er ihrer ja nicht würdig war.

„Und welche Gewähr könnte ich Ihnen geben," sagte er noch immer mutlos, „daß ein Mensch wie ich des Vertrauens, das Sie mir schenken wollen, überhaupt noch würdig ist?"

„Die Gewähr für mich ist, daß Sie Ilses Bruder sind und daß Sie mir versprechen werden, wieder Mut zu fassen, das Vergangene zu vergessen, und mit frischer Kraft sich ein neues Leben zu erringen."

Sie legten den nicht mehr weiten Weg bis zu ihrer Wohnung zu Fuß zurück. Alles Nähere, auch um welche Stunde er sich morgen in der Schule einzufinden hatte, wurde noch zwischen ihnen besprochen. Auch was sie von Ilse über den Tod der Mutter erfahren hatte, schilderte sie ihm nun — daß die Schwester eine Stellung angenommen hatte, und was sie sonst noch aus ihren Briefen wußte. Einen delikaten Punkt bildete noch der Zustand seiner Garderobe, mit der er sich natürlich in der Schule nicht sehen lassen konnte. Aber auch darüber half sie ihm mit Zartgefühl und einem guten Humor hinweg — in ihrer Mappe trug sie die Tageskasse mit sich, und er mußte daraus einen Greenback als Vorschuß annehmen. Endlich waren sie auf einem weiten, stillen, mit Anlagen versehenen Platz vor ihrem Hause angelangt. Sie reichte ihm die Hand.

„Wie soll ich Ihnen danken, liebes Fräulein?" sagte er bewegt, erschüttert.

„Und der Dank, den ich Ihnen schuldig bin?" lächelte sie. „Einstweilen sind wir quitt. Was Ilse sagen wird, wenn sie meinen Brief erhält! Die Freude von ihr möchte ich sehen! Und nun wollen wir uns für heute gute Nacht sagen, und auf morgen!"

Er konnte nicht anders, er mußte ihre Hand, die er noch immer fest in der seinen hielt, an seine Lippen ziehen.

„Gute Nacht, Fräulein Martha!"

„Gute Nacht!"

Dann schlüpfte sie ins Haus und war verschwunden.

Noch immer war's ihm wie ein Traum. Einen anständigen Rock sollte er wieder auf dem Leibe haben. Statt den Leuten die Stiefel zu putzen, sollte er ihnen seine deutsche Muttersprache lehren. Und das alles sollte er einem jungen Mädchen aus seinem deutschen Vaterlande zu danken haben, deren Bekanntschaft er erst in dieser Nacht, in dieser Stunde gemacht hatte. Aber auch an den Tod der Mutter mußte er jetzt wieder denken, und jetzt erst wurden ihm die Augen feucht. Heiße Tränen stürzten ihm über die mageren Wangen, und ein großes Glück, ein großes Leid im Herzen, so machte er sich auf den Heimweg.

* * *

Etwa drei Wochen waren seit diesem Abend vergangen, es war an einem Vormittag, im Hotel Liverpool in der Madison Street saß der dicke Portier in seiner Loge, und er war derart in den „New York Herald", worin ein neuer Mord beschrieben stand, vertieft, daß er gar nicht merkte, wie durch die weitgeöffnete Glastür ein Fremder in den Flur trat, bis dieser seine Anwesenheit dadurch kundgab, daß er sehr vernehmlich an das Fenster klopfte, hinter dem der Hüter des Hauses saß.

„What is your pleasure?" fragte dieser, indem er, gerade an der spannendsten Stelle seine Lektüre unterbrechend, aus seiner Zeitung aufblickte und gewohnheitsmäßig einen genau prüfenden Blick über die Erscheinung des Fremden warf. Es war ein zierlicher Herr, sehr elegant gekleidet, mit aufgewichstem schwarzem Schnurrbart. In seiner Krawatte blitzte eine große Brillantnadel.

„Logiert hier Herr Hartlepool?" fragte der Fremde.

„Herr Hartlepool? Jawohl."

„Ich möchte ihn sprechen."

„Herr Hartlepool liegt krank."

„Ich weiß. Trotzdem muß ich zu ihm."

„Ihre Karte?"

„Hier."

Der Portier rief den im Flur eben auftauchenden Boy heran, gab ihm die Karte und erteilte ihm den dazugehörigen Auftrag. Einige Minuten später kehrte der Boy mit der Antwort zurück, daß Herr Hartlepool bereit sei, den Besuch zu empfangen.

„Zimmer 136!"

Mit dem Lift fuhr der Fremde hinauf.

Mister Hartlepool lag in seinem ungemütlichen öden Hotelzimmer auf dem Sofa. Der Arzt war gerade bei ihm, und eben stand dieser im Begriff, um den leidenden Fuß einen neuen Verband anzulegen.

(Fortsetzung folgt).

— Frommer Wunsch. Gerichtsbeamter (über den Prozeßakten schwitzend): „Es ist doch eine miserable Bande, diese Spitzbuben! Wenn sie sich bloß überlegen wollten, was unsereins ihretwegen für Arbeit hat. Na, und wenn unbedingt gestohlen sein muß, wenn sie sich wenigstens nachher nicht erwischen ließen!"

— Anerkennung. Der herausgeschmissene Gast: „Alle Achtung, Johann, Sie verstehen Ihr Handwerk! So geschickt, daß ich weder rechts noch links den Türpfosten berührt habe, bin ich in meinem Leben noch nicht ins Freie befördert worden!"

O lächle du —

Von Friedrich W. Wagner.

O lächle du aus grauer Ferne!
Du bist es, die mein Leben liebt.
Du gleichest einem stillen Sterne,
Der segenreiche Ruhe gibt.

Der über fieberheiße Blicke
Mit weichem Strahle tröstend streicht,
Der meinem bebenden Geschicke
Die weißen Hände helfend reicht.

Der Fall Schuftig.

Von Arkadij Awertschenko.

I.

Die Schlüssel.

An einem Sommerabend gegen elf Uhr saß das Ehepaar Schuftig auf dem Treppenabsatz, drei Schritte von seiner Wohnungstür entfernt, und zankte sich.

„Bei Licht besehen," brummte Herr Schuftig, indem er sich mit dem Taschentuch die Stirn wischte, „ist das ja nicht erstaunlich: man braucht nur einer Frau einen Auftrag zu geben, und man kann Gift darauf nehmen, daß sie sich aus Leibeskräften anstrengt, ihn so dumm wie nur möglich auszuführen..."

„Du solltest lieber den Mund halten", erwiderte seine Frau grollend. „Es ist an sich schlimm genug, daß alle Männer Kartenspieler und Trunkenbolde sind."

Der Gatte lachte bitter auf.

„Der Hieb trifft mich nicht.... Stellen Sie sich, bitte, mal vor," wandte er sich an einen gewichtigen Eckpfeiler des Treppengeländers, „stellen Sie sich vor: wir verlassen heute mittag gemeinschaftlich das Haus; ich gehe voran und bitte sie, die Vordertür abzuschließen und die Schlüssel an sich zu nehmen... Was glauben Sie, was sie tut? Sie läßt die Schlüssel von innen stecken, das englische Schloß einschnappen, und den Schlüssel davon läßt sie auch drinnen stecken... Wie würde Ihnen das etwa vorkommen?"

Der gewichtige Eckpfeiler lächelte nicht einmal, sondern bewahrte die unerschütterliche Ruhe, die man von seinesgleichen seit jeher gewohnt ist; Schuftig jedoch, der seinem Herzen endlich einmal Luft machen wollte, ließ sich dadurch keineswegs stören, sondern fuhr unbeirrt fort:

„Und nun hören Sie gefälligst, in welcher Weise diese Frau sich rechtfertigt: „Ihr aber seid alle Kartenspieler", sagt sie. Logisch, beweiskräftig, allumfassend, nicht wahr?"

Frau Schuftig versetzte dem stummen Zuhörer ihres Gatten einen Faustthieb, fuhr mit energischem Ruck herum und fragte:

„Sag' mir, bitte, was willst du eigentlich von mir?!"

„Mir wäre es erwünscht zu erfahren, wie wir in die Wohnung gelangen sollen!"

Die Gattin versank in Nachdenken.

„Daran bist einzig und allein du schuld! Du hast das Mädchen bis morgen beurlaubt — folglich bist du schuld! Wenn es da wäre, würde es uns einfach aufmachen!"

„Haben Sie gehört?" wandte sich Schuftig an seinen einzigen Beistand, den Eckpfeiler. „Ich bin also schuld, weil ich das Mädchen beurlaubt habe! Und sie wiederum hat das Mädchen engagiert — also ist sie schuld! Und das Mädchen hat die Küchentür abgeschlossen — also ist das Mädchen schuld! Und irgendein Esel von Engländer hat das Patentschloß erfunden — also ist er schuld!"

„Ich wußte schon, was ich tat, als ich dich heiraten wollte", versetzte die Frau. „Hätte ich dich nicht geheiratet, so wäre das alles nicht passiert..."

„Was???!!! Na, was sagen Sie denn dazu?!"

Hätte der Pfeiler an seinem oberen Ende eine Oeffnung gehabt, er hätte sie unweigerlich aufgetan und gegähnt. So langweilig war das alles...

Nach einem langen, bissigen Hin und Her unterbreitete Herr Schuftig der Gattin schließlich zwei Vorschläge zur Begutachtung: entweder in ein Hotel zu gehen oder — auf dem Treppenabsatz zu übernachten. — Der erste Vorschlag wurde verworfen, weil eine anständige Frau des Nachts nicht mit Herren in ein Hotel geht; für den zweiten jedoch erntete dessen Urheber nur das eine schwerwiegende Wort:

„Schafskopf!"

„Nun gut", lächelte Herr Schuftig friedfertig. „Wenn ich also ein Schafskopf bin und du, wie ich doch annehme — nicht, so finde gefälligst du einen Ausweg. Ich werde inzwischen ein wenig schlafen..." Er lehnte sich an das Geländer und schlief in der Tat binnen kurzem ein.

Er erwachte von einem leisen Wimmern.

„Was hast du?"

„Ich fürchte mich so. Geh, hol' einen Schlosser!"

„Wo soll ich denn um Mitternacht einen Schlosser herholen? Alle ehrlichen Schlosser schlafen schon längst."

„Meinetwegen! So hol' einen unehrlichen..."

Der Gatte lächelte. „Ja, wenn man jetzt irgendwo so einen Dieb mit einem Dietrichbund fangen könnte, der würde die Sache im Handumdrehen machen..."

„So fang' einen Dieb!"

„Aber ich bitte dich, meine Teure... Was heißt denn das: fang' einen Dieb! Ist das etwa ein Floh, den ich an mir habe? Wie sollte ich den wohl fangen?"

Noch aber war sein letztes Wort nicht verklungen, als Herr Schuftig sich plötzlich entsann, daß von der Hauptstraße, in der sie wohnten, eine kleine, enge Nebengasse abzweigte, in der sich eine übel beleumundete Schenke, namens „Nazareth", befand.

Es gingen Gerüchte, daß sich in dieser Schenke allerlei dunkle Ehrenmänner, Gauner und Tagediebe jeglicher Spielart versammelten, um mitsammen ihre Tagesbeute zu vertrinken.

Anfangs erschien Herrn Schuftig der Gedanke, der ihm gekommen, dumm, ja mehr als das — abfurd; als er ihn jedoch eine Zeitlang erwogen hatte, dünkte er ihm bereits um vieles einfacher und ausführbarer.

Auf alle Fälle, dachte er bei sich, indem er in sich hineinlächelte, ist der Einfall höchst eigenartig, und auf jeden Fall bleibt uns außer dem Hotel, das die Närrin da verwirft, ein anderer Ausweg nicht übrig.

Er sagte seiner Frau, daß er auf die Suche nach einem Schlosser gehe, stieg die Treppe hinab und verschwand im Dunkel der Nacht...

II.

„Nazareth".

Ein heißer, säuerlicher Geruch von schalem Bier und verdorbenen Speisen schlug Herrn Schuftig entgegen, als er die dunkle, klebrige Tür geöffnet hatte.

Immerhin war auf den ersten Blick in der Schenke nichts besonders Schlimmes zu sehen: an den Tischen saßen in buntem Durcheinander Fuhrleute, verkommene Handwerker und sonstiges Gelichter.

Schuftig trat auf den dicken, einäugigen Wirt zu und neigte sich vertraulich zu ihm hinüber.

„Würden Sie mir nicht eine kleine Auskunft geben?"

„Was für eine Auskunft?" fragte der Einäugige rauh und mißtrauisch.

„Sehen Sie, ich brauche einen Schlosser. Vielleicht ist hier unter Ihren Gästen gerade einer —?"

Herr Schuftig machte einen soliden, vertrauenerweckenden Eindruck, und der Wirt grinste.

„Zu was brauchen Sie den?"

„Ich habe meine Schlüssel verloren. Ich kann nicht in meine Wohnung..."

„Hm... der Deubel mag sie kennen... Schlosser sind sie schließlich alle, jeder auf seine Art. Hier kommt allerlei Volk her..."

„So zeigen Sie mir doch irgendeinen... ich werde schon mit ihm einig werden. Ich will ihn ja bezahlen..."

„Also da drüben", sagte der Wirt. „Sehen Sie — die da in der Ecke... Bloß lassen Sie mich aus dem Spiel. Vielleicht gehen sie auch gar nicht darauf ein. Ich will jedenfalls davon nichts wissen!"

In der bezeichneten Ecke saßen drei Burschen zusammen.

Schuftigs Vorschlag schien ihnen nicht recht geheuer vorzukommen, denn sie empfingen ihn äußerst mißtrauisch und sahen ihn verstohlen und argwöhnisch von der Seite an.

Der eine von ihnen führte den merkwürdigen Namen „Umsonst", der zweite hieß Arkaschenka, der dritte Name jedoch war bei weitem komplizierter: Mischka Sausewind.

„Was wünschen Sie eigentlich von uns, mein Herr?" fragte Umsonst, als der Aelteste, mit gekünsteltem Staunen.

„Sagt mal, Kinder, wer von euch will ehrlich einen Rubel verdienen?"

„Erlauben Sie mal — ehrlich? Wir verdienen unsere Rubel immer ehrlich", brummte Arkaschenka mit der krankhaften Eigenliebe des Diebes.

„Um so besser! Ich brauche also einen Schlosser; ich habe die Schlüssel vergessen. Er soll mir die Tür aufbrechen..."

Alle drei schüttelten gleichzeitig, wie chinesische Porzellanfiguren, die Köpfe.

„Nichts für ungut."

„Wieso denn? Man hat mir doch gesagt, einer von euch sei Schlosser?"

Mischka Sausewind, ein junger glattrasierter Bengel mit einem Schauspielergesicht und so unerträglich blitzenden Augen, daß er selbst ihr Feuer fortwährend durch Senken der Lider zu dämpfen suchte, antwortete schließlich:

„Ja, was soll denn das heißen? — Bei sinkender Nacht in eine fremde Wohnung einzudringen — irgendwelche Türen aufzubrechen... Mag der Deubel wissen, was dahinter steckt."

„Wenn ich doch aber selbst der Wohnungsinhaber bin!" ereiferte sich Herr Schuftig. „Der Wohnungsinhaber — ich, verstehen Sie, Und ich erlaube es Ihnen doch! — ja noch mehr: ich bitte Sie direkt darum... Sie tun mir damit einen großen Gefallen..."

In der Praxis der drei Freunde war es in der Tat ein noch nie dagewesener Fall, daß ein Wohnungsinhaber sie ausdrücklich darum bat, ja sie förmlich darum anflehte, das zu tun, was sie sonst stets mit heimlichem Bangen und Zittern taten.

Nichtsdestoweniger lehnten Umsonst und Arkaschenka ein Eingehen auf den verlockenden Vorschlag ein für allemal energisch ab.

„Nun gut, ich zahle zwei Rubel! Ich bitte Euch sehr darum! Warum wollt Ihr denn einem Menschen nicht aus der Klemme helfen?"

„Und warum wenden Sie sich nicht an eine Schlosserwerkstatt?" fragte Sausewind, seine Glutaugen niederschlagend.

„Sie sind doch alle geschlossen! Himmelsfaktament! Und man hat mir doch gesagt, ich würde hier so allerlei... Schlosser finden.... irgendwelche arbeitslosen vielleicht... Wie sollen wir denn sonst in die Wohnung gelangen? Meine Frau und ich wären Ihnen sehr verbunden... wirklich sehr verbunden!"

Umsonst und Arkaschenka lehnten abermals ab. Dem gefühlvolleren Sausewind jedoch schmeichelte es, daß man ihn so inständig bat, und daß dieser Herr mit der goldenen Brille und seine Frau, die wahrscheinlich nicht minder vornehm und gewiß sehr schön war, ihm, Sausewind, verbunden sein würden.

Und als Herr Schuftig, dem das Schwanken Sausewinds nicht entgangen war, zu guter Letzt noch dessen Hand ergriff und sie voll Wärme drückte, da hielt es Sausewind nicht länger; er sprang auf, lächelte gutmütig und brummte: „Gehen Sie voraus. Ich hole die Werkzeuge gleich nach."

III.

Mischka Sausewind.

Die Gattin des Herrn Schuftig war sehr angenehm erstaunt, als ihr Mann in Begleitung eines fremden Menschen vor ihr auftauchte und ihr frohlockend ankündigte: „Da hätten wir ihn! Er wird sogleich aufmachen!"

Sausewind trug, in einen alten Lappen gewickelt, irgendwelche Sächelchen mit sich, die ein metallisches Klingen von sich gaben. Er machte der Gattin Schuftigs eine tadellose Verbeugung, legte den Lappen auf das Fensterbrett und wickelte ihn auf.

„Oh, was ist denn das?" fragte Frau Schuftig mit koketter Neugierde und reckte den Hals in der Richtung des alten Lappens. „Warum haben Sie denn da so viele?"

„Alles Werkzeuge, meine Gnädigste", lächelte Sausewind herablassend. „Die werden alle gebraucht."

„Und was ist denn das??"

„Das ist eine englische Metallsäge", erklärte Sausewind, dem das Interesse schmeichelte. „So eine kleine Säge... Hauptsächlich für Schlösser und Riegel von Speichern verwendbar. Mit diesem Zeug hier wird sie vorher eingeschmiert, damit nichts zu hören ist."

„Warum darf denn nichts zu hören sein?" fragte Frau Schuftig.

Ihr Gatte und Sausewind wechselten einen flüchtigen, belustigten Blick und wandten sich ab.

„Und dies hier ist ein amerikanischer Nachschlüssel — bitte sehr... die letzte Errungenschaft der Technik — mit einstellbaren Bärten; man kann einstellen, welchen man will... ja, das sind die Bärte... Und das hier sind gewöhnliche Dietriche — leider keine vollständige Garnitur — nur ein Dutzend..."

Die Feueraugen Sausewinds glänzten in künstlerischer Begeisterung. Er drehte sich um sich selber, schnipste mit den Fingern auf den bläulichen Stahl, klirrte mit den Dietrichen, erklärte voller Eifer die Vorzüge eines neuen Bohrers vor den alten und war bis zu Tränen gerührt, als Frau Schuftig mit ihren schlanken, gepflegten Fingerchen schüchtern seine seltsamen Werkzeuge berührte.

„Nun, mit welchem aber werden Sie denn unsere Tür aufbrechen?" fragte Herr Schuftig. „Mit diesem etwa?"

„Ein englisches Schloß? Nein, mit diesem hier. Das da ist für etwas ganz anderes. Sehen Sie mal..."

Unter dem Blick der schönen Frauenaugen wollte Mischka Sausewind seine Sache so flink und gut, wie nur möglich, machen. Er lächelte Frau Schuftig zu, zog einen winzigen Haken hervor, zeigte ihn wie ein Taschenspieler den Zuschauern und bückte sich zu dem Schloß.

„Es wird allerdings bei der Sache entzweigehen", sagte er, bevor er den Haken ansetzte. „Schadet das nicht? Die englischen Schlösser muß man nämlich von außen erbrechen, um sie zu öffnen..."

„Das ist ganz gleich", sagte Herr Schuftig ungeduldig. „Die Hauptsache ist, daß wir in die Wohnung kommen..."

„Wie Sie wünschen." In der Tür knackte etwas... Mit der Miene eines Arztes, der eine schwierige Operation ausführt, bückte sich Sausewind zu seinen Werkzeugen, fand das gesuchte und steckte es gewandt seitlich in das Schlüsselloch.

Dicht an seinem Ohr hörte er den Atem der Frau Schuftig, die seiner Arbeit mit lebhafter Neugier zusah.

Auch Herr Schuftig war überaus interessiert.

Der schwitzende, strahlende Sausewind fühlte sich als der Held des Tages. Er stocherte mit irgend etwas im Schlüsselloch herum, zerrte und rüttelte an der Tür und stieß sie schließlich mit einer effektvollen, theatralischen Gebärde, selbst ersichtlich hocherfreut, mit einem derben Fußtritt auf.

„Bitte sehr..." sagte er.

Frau Schuftig stieß einen Freudenruf aus und stürzte in ihre Wohnung. Ihr Gatte hingegen warf einen Blick auf den ermüdeten Sausewind, der dabei war, sein Werkzeug zusammenzulegen, und sagte:

„Warten Sie hier einen Augenblick. Ich bringe Ihnen sofort das Geld heraus."

Die Tür schloß sich hinter ihm, und Sausewind war allein...

Er pfiff leise vor sich hin, während er die verschiedenartigen Dietriche zusammenpackte, beäugte sie liebevoll, hauchte sie an und fuhr väterlich mit seinem ausgefransten Rockärmel über das blinde Metall.

Fünf, sechs Minuten verstrichen; niemand ließ sich blicken...

Und schon wollte sich Sausewind durch ein höfliches Klopfen an der Tür in Erinnerung bringen, als die Tür plötzlich ganz von selbst aufsprang, und in ihrem lichten Viereck Herr Schuftig, der Hausknecht und ein Polizist erschienen.

„Ach!" schrie Mischka Sausewind kläglich und sprang in einem Satz zum Fenster.

„Höre, mein Bester", wandte sich an ihn mit gestrenger Miene Herr Schuftig. „Da ich mich soeben davon überzeugt habe, daß du ein gar zu gewandter Kerl und folglich ein gemeingefährliches Individuum bist, so geht es leider nicht an, dich in Freiheit zu belassen. Heute hast du die Tür mit meiner Erlaubnis aufgebrochen, morgen aber schon wirst du es ohne sie tun. Die Gesellschaft hat die Pflicht, sich gegen Subjekte deines Schlages zu schützen... verstanden? Und so einer wie du — no, ich danke verbindlichst!... Ich würde ja keine Nacht mehr schlafen..."

Als man Mischka Sausewind abführte, blitzten seine Augen so, daß einem himmelangst werden konnte.

Herr Schuftig seinerseits verschloß sorgfältig die Tür, kraute sich wohlig den Kopf und legte sich schlafen.

Laßt sie rauchen!

Ein schönes Beispiel echter Menschenfreundlichkeit gab einst der alte Wilhelm, der, als er einst im Babelsberger Park die lästigen Mücken durch Rauchen vertrieb, bemerkte, daß die Besucher des Parkes mit Taschentüchern fächelten, um sich der kleinen Blutsauger zu erwehren. „Warum rauchen denn die Leute nicht?" fragte er den Diener. Als der nun entgegenete: „Majestät, es ist überall angeschlagen, daß das Rauchen im Park verboten ist," sagte der gütige alte Herr: „Aber, da lassen Sie doch die Tafeln fortnehmen!" Seitdem darf jedermann im Park von Babelsberg rauchen.

Gedankensplitter.

Das zierlichste Köpfchen kann ein Dickkopf — der dickste Kopf ein Schwachkopf sein.

*

Wenn ein Mann auf einen andern wütend ist, so sagt er ihm alles ins Gesicht, was er von ihm denkt; ist aber eine Frau auf eine andere wütend, so sagt sie ihr, was die andern von ihr denken.

*

„Unerhört" und „unglaublich" sagt man gewöhnlich von Dingen, die alle Tage vorkommen.

*

Emporkömmlinge sind geneigt, die Ausnahme zur Regel zu erheben.

*

Auch das anspruchsvollste Mädchen zieht einmal einen ganz einfachen glatten Ring den kostbarsten Juwelen vor.

Trost.

Herz, sei nicht so beklommen,
Herz, sei nicht so verzagt,
Es wird einst schöner kommen,
Es hat noch nicht getagt.

Du mußt nur treulich warten
Und mußt geduldig sein.
Es sehnte noch kein Garten
Umsonst den Sonnenschein.

Es kann nicht ewig dauern
Und länger keine Nacht,
Daß nicht nach ihrem Trauern,
Ein froher Tag erwacht.

Herz, sei nicht so beklommen,
Herz, sei nicht so verzagt,
Es wird einst schöner kommen,
Es hat noch nicht getagt.

— Unbeabsichtigte Grobheit. Dame (im Restaurant): Lassen Sie mir statt der Portion Gans einen Rostbraten servieren.

Kellner: Bitte sehr! (zum Servierkellner): Für die Gans hier einen Rostbraten.

— Ein bekannter Name. Kunstmäcen: Ja, mein Herr, ich kaufe nur Bilder von Künstlern, die einen bekannten Namen haben.

Maler: O, den habe ich; — ich heiße — Schulze.